Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 24 (1940)
Heft: 5-6

Artikel: Neue Sprachpillen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419835

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Küsnacht (Zürich),
Mai und Brachmonat 1940

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Vierundzwanzigster Jahrgang
Nr. 5/6.

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). – Druck: H. Gafner, Zürich 8.

Und nun?

Seit bald einem Jahre führen in Europa wieder die Kanonen das Wort, aber was seit dem Erscheinen unseres letzten Blattes geschehen, ist so furchtbar und geht uns so nahe an, daß wir uns fragen müssen: Wenn unser Vaterland in solcher Gefahr ist, haben wir da noch Zeit und Kraft und Lust für unsere Muttersprache? Wenn die Bomben in so fürchterlichem Indikativ reden, lohnt sich da noch die Frage, ob man nicht in gewissen Fällen den Konjunktiv setzen sollte? Kommt es noch darauf an, ob man nach „trotz' und „dank" besser den Wes- oder den Wemfall setze? Auch mit dem Idiotikon, dessen Fortschritte wir zu begleiten pflegen, schützen wir uns nicht gegen Panzerwagen und Flugzeuge. Oder hat etwa Otto von Greyerz mit seinen „Sprachpillen" dem kranken Europa helfen können? Ist das alles nicht herzlich gleichgültig geworden? Haben wir heute nicht „Gescheiteres zu tun"?

Gewiß, heute geht das Vaterland allem vor. Aber können wir deshalb alles andere still stehen lassen? Beschäftigen sich Staat, Kirche, Schule, Kunst und Wissenschaft, Gesellschaften und Vereine, Zeitungen und Zeitschriften alle einzig mit der Verteidigung des Vaterlandes? Nein, sie gehen alle ihren alten Weg so gut als möglich weiter. Und wenn so auch wir unsern Weg fortsetzen in der Pflege der Sprache, so helfen wir an unserem bescheidenen Orte der Heimat ein teures Gut erhalten. Als Gegenstand des Kampfes gegen andere Sprachen muß die Muttersprache heute freilich weit zurückstehen hinter dem Vaterland. Im Vortrag „Das Verhältnis der Sprachen in der Schweiz", den wir in der Rundschau 1938 veröffentlicht, wirft Prof. Burckhardt unseren Welschen sprachliche Ausschließlichkeit gegen uns Deutschschweizer, uns Deutschschweizern aber sprachliche Gleichgültigkeit gegen unsere deutsche Muttersprache vor; dieser Vortrag lag im Sommer 1939 in 1000 Sonderabzügen zum Versand an unsere Behördemitglieder bereit; aber weil sich der politische Himmel verdüsterte, behielten wir die Hefte zurück für friedlichere Zeiten; denn jetzt müssen wir zusammenhalten gegen außen und alles Trennende unterlassen. Aber weder kann es uns gleichgültig sein, noch werden wir das geistige Geräte zerstören oder auch nur vernachlässigen, das zur Pflege des Vaterlandes dient. So wie auch heute noch und heute erst recht jeder von uns alle seine Lebensziele festzuhalten gewillt ist, seinen Glauben, seine Welt- und Lebensanschauung, so wie selbst der Krieger im Streite seine ganze Sehnsucht der Schönheit des Friedens entgegenbringt, so bleiben wir dem treu, was uns zu begeistern vermocht hat, und freuen uns auf den Tag, wo wir wieder dafür wirken können ohne Störung und Hemmung.

Für den Schweizer, dem seine Sprache lieb ist und eines Opfers wert scheint, liegt freilich der besondere Fall vor, daß er damit ein Gut pflegt, an dem nicht alle Schweizer, dafür andre Menschen außerhalb der Grenzen teilhaben. Für uns, die wir zwischen Saane und Thur wohnen, liegt noch die besondre Besonderheit vor, daß unsre liebe Muttersprache einen Namen trägt, der zur Stunde einen eignen Klang bekommen hat . . . Aber das kann man nicht leugnen: zu den Gütern, die wir von unsern Vätern ererbt haben und zu denen die alten Eidgenossen immer gern standen, gehört die deutsche Muttersprache, und zwar in der doppelten Gestalt, seit es eine hochdeutsche Schriftsprache gibt; sie hat uns Herrliches gegeben und vermittelt; sie ist uns kraftvolles Werkzeug, wo es gilt, uns zur Geltung zu bringen; an ihr haben wir bewußt und unbewußt gearbeitet und mit ihr, selig beschwingt, glücklich erleuchtet, schalkhaft angreifend, ergriffen träumend, den Austausch mit unsern Weg- und Schicksalsgenossen vollzogen. Wir können, so wie wir einmal sind, ohne sie nicht bleiben, was wir sein wollen, und nicht werden, was wir werden wollen. Vielleicht auch wird mehr als einer von uns, im Innersten getroffen, verletzt, beleidigt, geknickt bis zum Ekel und Lebensüberdruß, gerade jetzt zu seiner Erquickung in der Pflege solcher geistiger Güter die stillen Stunden zubringen, ohne die er nicht sein kann. Was die Deuter unseres Volkstums, ein Gottfried Keller, ein Jeremias Gotthelf, was ein Otto von Greyerz der Volksseele aus den staunenden Augen abgelesen haben, wird mehr als einem willkommen sein, daß er schaue und sich erfreue auch im Jammer einer blutenden Welt.

Blocher.

Neue Sprachpillen.

In der obersten Schublade seines Schreibtisches hat Otto von Greyerz eine zweite Sammlung jener köstlichen „Sprachpillen" sorgsam bereit gehalten, von denen er 1938 einen ersten Band herausgegeben und seither im „Bund" neue hat erscheinen lassen. Es war nicht nur sein eigener Wunsch, sondern auch der seiner Freunde und Bekannten, nicht zuletzt der unsere, daß jenem ersten Band ein zweiter folge, und den haben nun sein Sohn und der Verlag Francke, „sein" Verlag, herausgegeben. Die einen dieser Pillen dienen vor allem der Stärkung der Gesundheit der sprachlich gesunden Menschen; es sind jene, in denen er der Schönheit und Eigenart unserer Muttersprache in einzelnen Beispielen auf den Grund geht, und zwar sowohl in Beispielen aus der Schriftsprache (Menschlichkeit, Türe auf und zu, Rausch) wie aus der Mundart (Gruß- und Wunschformeln, ergelschtere, Müntschi, wägerum?, Kindersprache). Andere aber sind schärfer und wollen gewisse Sprachkrankheiten bekämpfen (die Ungerei, zwo, Wortmoden, eineinhalb). Alles mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, aber trotzdem gar nicht trocken, sondern bald

liebe-, bald temperamentvoll und immer gemeinverständlich. Der schmucke Band kostet 5 Fr. Wir möchten alle unsere Mitglieder und übrigen Leser ermuntern, sich diese letzte Gabe unseres Altmeisters zu verschaffen und damit sich oder andern eine Freude zu machen. Wir bringen hier zwei saftige Beispiele:

Adjö di Dame

So werden seit einigen Jahren in verschiedenen Kaufläden unserer Stadt die Käuferinnen unter der Türe verabschiedet. Es soll der Gipfel der Höflichkeit sein. Es gibt aber Berner- und wohl auch andere Schweizerfrauen, die nicht davon erbaut sind. Von einer weiß ich, die das „adjö di Dame!" folgendermaßen quittierte: „Ja, adjö! vowäge i chume nümme an es Ort zrügg, wo me so dumm redt." Basta.

Den bedienenden Ladenfräulein, scheint es, darf man diese blöde Redensart nicht zum Vorwurf machen. Denn fragt man sie, woher sie das haben, so bekommt man zur Antwort, der Chef habe es befohlen. Also dem Chef gefällt das. Aber ich frage mich doch, ob es ihm auch gefällt, wenn er selber in einem andern Laden mit „adjö der Heer" entlassen wird; ob ihm das nicht lächerlich und geschmacklos vorkommt. Denn erstens: es ist weder gut deutsch noch viel weniger gut französisch. Und zweitens: es ist ganz unschweizerisch, undemokratisch. Es setzt nämlich voraus, daß das Ladenfräulein wohl unterscheide zwischen Käufern, die man als „Herr" und „Dame" auszeichne, und solchen, die diese Auszeichnung nicht verdienen. Denn so lächerlich wird sich niemand, auch der Chef nicht, machen wollen, ein junges Schulmädchen oder eine währschafte Bäuerin mit „di Dame" und einen einfachen Mann in der Arbeiterbluse mit „der Heer" zu titulieren. Und doch verdienen alle diese Leute ebenso freundliche und höfliche Behandlung wie irgendeine Frau Nationalrat oder ein Herr Direktor. Und dann gibt es in unserm Land zum Glück auch Professoren und Obersten, Direktorinnen und Doktorinnen, die es nicht leiden können, wenn man ihnen mit dem Titel ihres Mannes oder ihrem eigenen scharwänzelt, sondern die als gute Schweizerbürger und -bürgerinnen schlicht beim Namen genannt sein wollen. Wenn man freundlich und höflich „adjö" oder „läbet wohl" sagt, so ist das gut genug für jedermann. Man braucht hierin nur der guten ländlichen Volkssitte zu folgen, die solchen Titeln möglichst aus dem Wege geht und den Unterschied von „Herr" und „Nicht-Herr" zwar auch zu machen weiß, aber lieber nicht machen hört.

Nicht auf die Redensarten kommt es an, sondern auf die Gesinnung und das Benehmen. Und da wüßte ich ein Mittel, das viel geeigneter wäre, die Käufer anzuziehen und zu gewinnen, als „adjö di Dame" und „adjö der Heer", und das in vielen Geschäften unserer Stadt unbekannt scheint. Ich meine die Höflichkeit, die darin besteht, einen in den Laden eintretenden Käufer sofort zu begrüßen und zu befragen und ihn nicht minutenlang stehen zu lassen und zu ignorieren. Ich habe mir angewöhnt, in Geschäften wo mich das Ladenfräulein zwar bemerkt hat, aber nicht grüßt, sondern mit der „Dame" weiter schwatzt über das Wetter und die neuste Verlobung, einfach rechtsumkehrt zu machen und geräuschlos, aber mit deutlichem „adjö" den Laden zu verlassen.

„Umstrukturierung"

Solche feiste Tintenfische fängt man hin und wieder, wenn man in deutschen Zeitungen fischt. Auch dieser Prachtskerl da ist mir aus einer ausländischen, doch nicht in Deutschland erscheinenden Zeitschrift ins Garn gelaufen.

Umstrukturierung! Neu, aber der Art nach nicht unerhört. Schandkerl! Wenn die lebende Sprache gesetzlich geschützt wäre gegen Schändung, wie etwa öffentliche Anlagen gegen Beschädigung und eingespannte Zugtiere gegen Mißhandlung, der Mann müßte vor den Richter gezogen und gehörig gebüßt werden. Aber die Sprache ist ein schutzloses Freiwild, an dem jeder seine Brutalität und Dummheit auslassen kann. Es gibt ihrer auch genug, die sich mit Wollust dieses Vorteils bedienen; wo kein Gesetz droht, lassen sie ihrer Gemeinheit die Zügel schießen.

Ich will gleichwohl versuchen, mich in das Denken (die Wissenschaft würde hier sagen „Mentalität" oder „Psyche", doch sind das Wörter, die in meinem Sprachgebrauch nicht vorkommen, auch zu hoch für die niedrige Sache) — ich will gleichwohl versuchen, mich in das Denken dieses Sprachquälers hineinzuversetzen. Was wollte der Mann sagen? Umbau wollte er sagen, nichts anderes. Es standen ihm auch Umbildung, Umgestaltung, Umformung, Verwandlung zu Gebote; er brauchte ein Wort, das die Tätigkeit des Umbauens, Umbildens usw. in Dingwortform ausdrückt. Umbau wäre das einfachste gewesen; es bezeichnet nicht nur das Umgebaute, sondern auch das Umbauen. Ein Haus ist im Umbau begriffen, oder Mir graut vor der Zeit des Umbaus, sagt man. Allein Umbau — Umbau — er fand dieses einfache, bloß zweisilbige Wort gar so schlicht und ehrlich. Und wenn man Gymnasialbildung hat (oder auch nur gehabt haben möchte), so muß man's den Leser merken lassen. Sagt man nicht auch „Struktur" für „Bau"? Aber das „Um-", wie brachte man das hinein? Halt, wie wär's, wenn man's mit der beliebten Ableitung „-ieren, -ierung" versuchte! Es schwebte ihm so etwas vor wie „Intension, intensionieren, Intensionierung" oder „fruktifizieren, Fruktifizierung", „normalisieren, Normalisierung". (Es -iert der Mensch, nämlich der deutsche, solang er lebt, sagt Eduard Engel; es ist einer seiner besten Witze.) Gefunden! Und bildungsstolz schreibt er seinen Satz: „Sozial und politisch erfolgt" (das war zu erwarten!) „eine Umstrukturierung vom bisherigen Zustand." Jetzt war's erreicht. Es ist zwar alles falsch und von einem deutschen Sprachgewissen nicht zu verantworten: weder sozial noch politisch kann etwas erfolgen, auch müßte es heißen „Umstrukturierung des bisherigen Zustands", nicht vom Zustand — allein was tut's? Der Schein höherer Bildung war gerettet, das schlichte deutsche „Umbau" durch ein ungewöhnliches Fremdwort ausgestochen.

Es ist ein Elend mit dieser Fremdwörtersucht der deutschen Halbbildung. Im Zeitalter Schillers und Goethes sagte man schlicht und gut deutsch „geschichtlich", daneben auch „historisch"; allein das war noch zu wenig gelehrt, „historistisch" kam auf, und als es abgenutzt war, „historizistisch". Ehemals genügte „menschlich", daneben, latinisiert, „human"; nun kam „Humanismus" auf, dazu „humanistisch" und endlich „humanizistisch" — hat die Menschlichkeit etwa zugenommen? Für das gute deutsche Wort „Einmischung", in welchem das Mißliebige des Einmischens deutlich fühlbar war, erfanden die Diplomaten die „Intervention". Anhänger einer staatlichen Einmischung nannte man zuerst Interventisten, dann Interventionisten, schließlich Interventionalisten. Ist etwa die Einmischung dadurch weniger mißliebig geworden? Was hat der „Intellekt" nicht alles erleben müssen! Wäre man beim deutschen „Verstand" geblieben, der genau dasselbe sagt, nur eben für jedermann verständlich, so hätte man für intelligent verständig oder gescheit gesagt, für intellektuell verstandesmäßig, für intellektualistisch oder gar intellektualizistisch überhaupt nichts. Es wäre dem deutschen Verstand zu dumm geworden. Was hat sich das lateinische „totus" (ganz, völlig) nicht alles gefallen lassen müssen! Schon „total" war überflüssig neben deutschem „gänzlich, vollständig"; aber nun erst „totalitär, totalitarisch, totalita-

ristisch"! Und das unglückliche Subjekt! dessen Sinn von tausend Deutschen kaum einer aus dem Wort erklären kann! Beruht es doch auf dem Geheimwortschatz der Philosophen. Und nun subjektiv: „Ich persönlich habe rein subjektiv durchaus nichts dagegen". Und Subjektivität, subjektivistisch, welche Wortmacherei, Geheimtuerei, Wichtigtuerei! „Philosophisches Blendol" hat einer diese spitzfindige Fremdwörterei genannt.

Und hat nicht schon Gottsched, auf seine Art und an derselben Krankheit leidend, den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er von den gelehrten Sprachverderbern schreibt:

Sie wollen sich en parlant von der Canaille distinguieren.

Zur Aussprache des Hochdeutschen.

Im Zeitalter des Mundartüberschwangs und anderer Auswüchse des schweizerischen Nationalgefühls ist es besonders anerkennenswert, ja fast eine mutige Tat, daß der zürcherische Erziehungsrat „nach Anhörung der Konferenz der Kapitelspräsidenten" beschlossen hat, den Lehrern sämtlicher Schulstufen im Amtlichen Schulblatt vom 1. April 1940 eine „Anleitung zur Aussprache des Hochdeutschen an Zürcher Schulen" zu geben, die sehr vernünftig gehalten ist und einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, aber auch vor Übertreibungen warnt. Die Vorbemerkung lautet:

„Eine reine deutsche Aussprache ist für die Schüler nicht nur im Verkehr mit Reichsdeutschen, sondern ebenso sehr mit allen Andersprachigen, nicht zuletzt mit welschen und tessinischen Miteidgenossen, von großem Vorteil. Es ist aber durchaus nicht nötig, daß sie völlig identisch mit der bühnendeutschen Aussprache sei. Alle bedeutenden Phonetiker, vor allem auch Siebs und Drach, betonen den Unterschied in der Zielsetzung zwischen Bühne und Schule. Merkwürdigerweise haben Beobachtungen der letzten Zeit gezeigt, daß an manchen Primar- und Sekundarschulen im Bestreben, eine möglichst feine Aussprache zu erzielen, eine direkt*) falsche, „überweiche" Aussprache gelehrt wird. (Bei ch-Endung durchweg Ichlaut!) Anderseits bleiben sehr schwerwiegende Fehler gänzlich unbekämpft. Die untenstehende Norm, die vorgeschlagen wird, weicht einzig in der Aussprache des -ig vom Bühnendeutschen ab. Bereits hat sie sich im Eidgenössischen Sängerverein durchgesetzt; es sind auch Bestrebungen im Gange, sie am schweizerischen Radio einzuführen. Sie dürfte geeignet sein, den gefühlsmäßigen Widerstand gewisser Volkskreise gegen eine gepflegte Aussprache zu vermindern."

Sehr gut sind auch die allgemeinen Ratschläge:

„Auf allen Schulstufen ist auf eine deutliche, doch nicht zu laute Aussprache hinzuwirken. Die Deutlichkeit der Aussprache beruht auf der klaren Artikulation, ganz besonders der Konsonanten. Wo im Chor gesprochen wird, soll nicht überlaut, sondern im Einzelsprecherton geredet werden. Im Interesse einer richtigen sprecherischen Erziehung liegt es, daß der sprechende Schüler sich stets der Klasse zuwendet. Bei der Rezitation ist ein natürliches, dem Dichtungs- und Stilgehalt entsprechendes Vortragen anzustreben."

Im besondern verlangt der Erziehungsrat u. a. Übungen in der Unterscheidung von offenen und geschlossenen Selbstlauten, dies wohl hauptsächlich der Ausnahmen „Erde, Schwert, Pferd" usw. wegen, wo wenigstens im dichterischen Vortrag, abweichend von der Mundart und auch von unserer schriftsprachlichen Gewohnheit, langes geschlossenes E gesprochen werden soll. Wichtiger scheint uns das Endungs-E, das auch Lehrer und andere Erwachsene häufig wie die ABC-Schützen als geschlossenes E sprechen, während es doch genau so zu sprechen ist wie im Schweizerdeutschen. Das E in hochdeutsch „Hütte" ist genau gleich wie in schweizerdeutsch „Hütte". Sehr wichtig ist die Unterscheidung zwischen dem Ach- und dem Ichlaut; denn verbreitet ist immer noch die rauhe „urchige" Aussprache des Ch in „ich, mich, nicht, schlecht und recht" usw. Daß es aber auch schon Lehrer gibt, die den weichen Laut auch nach A, O, U, Au anwenden, ist natürlich eine lächerliche Übertreibung und höchstens als Zeichen politischer Unbefangenheit und künstlerischen Eifers einigermaßen erfreulich. Berechtigt ist für die Schweiz auch die Abweichung vom Bühnendeutsch in der Aussprache der Endung -ig, die auf der Bühne und auch sonst in Deutschland wie -ich gesprochen wird, also ewig wie ewich, einig wie einich. In Verlegenheit kommt man aber mit der Aussprache -ig (mit G), wenn an das Eigenschaftswort die Endung -keit gehängt wird. Spricht man auch da ein G, so läßt sich dieses vom folgenden K nicht unterscheiden, und man spricht einfach Ewikeit, Einikeit. Man hört deshalb in Zürich ganz fortschrittliche Lehrer, die nie „ewich" oder „einich" sprechen würden, trotzdem aber sagen „Ewichkeit" und „Einichkeit". Ist das nötig? Es bedeutet für den Schüler eine Erschwerung. Wir würden in solchen Fällen ruhig „Ewikeit" und „Einikeit" sagen, aber natürlich nicht „Ewikcheit" und „Einikcheit", was man auch hören kann. Endlich verlangt die Anleitung auch, daß die Mitlaute P, T, K „in Abweichung vom Schweizerdeutschen" immer „gehaucht", gemeint ist wohl: „behaucht", d. h. mit nachfolgendem Hauchlaut H gesprochen werden, also Phaar, Thier, Khuh, aber natürlich wieder nicht Kchuh. Doch ist die Weisung beigefügt: Man hüte sich vor Übertreibungen. Als solche wirkt, außer im dichterischen Vortrag, dieses H leicht vor unbetontem E, besonders in Endungen: ketthethe, husthethe.

Die Anleitung schließt mit dem ausgezeichneten Rat, in jedem Schulhaus, das ein Grammophon besitzt, die Sprechplatte von Emil Frank: Lautschulung (Eigenarten und Unterschiede der deutschen Lautbildung im Vergleich zur mundartlichen Aussprache), His Master's Voice FK 269 (Fr. 4), anzuschaffen, allenfalls auch die von ihm besprochenen Prosa- und Poesieplatten."

*) „Direkt falsch"! „Geradezu falsch" hätte es nicht getan. St.

Aus dem Idiotikon.

119. Heft (Fortsetzung). Huber & Co., Frauenfeld.

Das Hauptwort „Stecke" hat ungemein mannigfaltige Bedeutung; es kommt daher auch in vielen Redensarten und festen Wendungen vor. Verbreitet ist als Ausdruck des Abscheus die Redensart, „eine oder eini nid emal mit-eme Steckli arüere möge". So sagt bei Gotthelf Joggelis Tochtermann von seiner Frau Elisi: „Wenn er gewußt hätte, was sie für ein wüstes Reibeisen, eine häßige Krot, eine faule Sau sei, er hätte sie mit keinem Stecklein anrühren mögen". Häufig ist das Steckli im volkstümlichen Spiel; so gibt es ein Stecklischmecke und ein Stecklizieh, wobei zwei Gegner, bes. Älpler, ihre Körperkraft messen, indem sie, die beiden Enden eines Stockes fassend, einander gegenseitig zu sich herüberzuziehen trachten. Das wird auch bildlich verwendet; so erzählt Balmer von einem Mädchen, in dessen Herzlein hätten „Angst u Freud z'säme Steckli zoge". Häufig sind natürlich die Beispiele, in denen der Stecken zum Schlagen dient. In Brütten (Zürich) wird 1687 dem Sigristen befohlen, er „soll sich mit Stecken und Ruten versehen, die Jugend und die Hunde im Zaume zu halten". Mit Hilfe eines mit Teufelssalbe beschmierten Steckens kann man nach einem Innerrhoder „Malefizbuch" von 1603 Menschen, Vieh und Wetter verzaubern. Wenn man mit einem Stecken, den